

Die Johannesgemeinschaft

Ein Gespräch mit Cornelia Capol und Martha Gisi*

Von Maximilian Greiner

Es ist annähernd ein halbes Jahrhundert vergangen, seit Sie Hans Urs von Balthasar kennenlernten. Er arbeitete damals Anfang der vierziger Jahre hier in Basel als Studentenseelsorger. Das sind wohl auch jene Jahre, in die die Anfänge seiner Zusammenarbeit mit Adrienne von Speyr fallen und der Plan zur Gründung einer geistlichen Gemeinschaft Gestalt anzunehmen beginnt. Wie lernten Sie Hans Urs von Balthasar damals kennen?

M.G.: Während meines Romanistikstudiums war ich auf Claudel und Péguy gestoßen, und im Zusammenhang mit diesen beiden Vertretern des »Renouveau Catholique« in Frankreich stellten sich mir als Protestantin Fragen zum Katholizismus. So suchte ich den hiesigen Studentenseelsorger, eben Herrn Dr. von Balthasar, auf. Der erkannte sogleich, daß es sich bei mir um ein existentielles Anliegen handelte, und nannte mir Bücher, die ich lesen sollte, unter anderen Erich Przywaras »Crucis mysterium« und vor allem Karl Adams »Die Kirche Christi«. Claudel, meinte er, wäre schon ein guter Weg, um zur Kirche zu kommen, aber zugleich warnte er: »Ja, bei Claudel, da müssen Sie aber aufpassen. Das ist alles bei ihm nicht ganz eindeutig, seine Auffassung von der Liebe zum Beispiel.« Jedenfalls bin ich mit einem Arm voller Bücher weggegangen und dann auch wieder gekommen, wieder mit vielen Fragen, die er mir beantwortete. Und dann sagte er mir, er wisse in Basel eine Dame, die müsse ich kennenlernen, denn um diese Dame herum entstehe etwas, das mich interessieren könnte, es sei eine Ärztin. Darauf hat er mir ihre Telefonnummer gegeben, und so bin ich Adrienne begegnet.

C.C.: Damals war ich eigentlich weitab von Basel und stand schon im Berufsleben. In diese Zeit fiel eine längere Krankheit, während deren Verlauf ich dachte: Wenn ich sie einmal überstanden habe, möchte ich Exerzitien machen. Damals – das war 1944 – wirkte noch P. Richard Gutzwiller in Zürich, ein berühmter Prediger und Exerzitienmeister. Alle hätten gerne bei ihm Exerzitien gemacht. So habe ich mich, als sich eine Möglichkeit bot, angemeldet, dann aber im letzten Moment erfahren, die Exerzitien würden nicht von P. Gutzwiller gehalten, sondern von einem Herrn Dr. Hans Urs von

* Das hier folgende Gespräch wurde im Februar 1989 in der Basler Arnold-Böcklin-Straße, wo Hans Urs von Balthasar bis zu seinem Tode lebte und arbeitete, geführt. Cornelia Capol, die über viele Jahre seine Arbeit für den *Johannes-Verlag* begleitete, und Martha Gisi gehören zu den Gründungsmitgliedern der *Johannesgemeinschaft*.

Balthasar, dessen Name mir nicht viel sagte. Ich hatte zwar seine Übersetzung von Claudels »Kreuzweg« gelesen, aber das war alles, was ich von ihm wußte. Ich bin trotzdem hingefahren mit ziemlichen Hemmungen und habe, wie in Exerzitien üblich, um ein Gespräch mit ihm gebeten. Er fragte mich, was ich in meinem Leben machen wolle – ich hatte schon ein wenig in die dann eingeschlagene Richtung geblickt –, und er sagte darauf: Ja, er wüßte etwas, und so hat er bei dieser ersten Begegnung von der geplanten neuen Gemeinschaft gesprochen. Das ganze folgende Jahr habe ich mich dann nicht – wie doch vereinbart – bei ihm gemeldet. Und als er dann im Frühjahr 1945 wieder Exerzitien hielt, habe ich ihn angerufen und gebeten, nochmals kommen zu dürfen. Er war, ich muß es sagen, eher ungnädig und sagte: »Exerzitien macht man nur einmal.« Es gäbe aber noch einige Schwierigkeiten, gestand ich. Und er: »So kommen Sie halt!« Mit besagten Schwierigkeiten verhielt es sich so: Ich hatte zuhause von der künftigen Gemeinschaft erzählt, was die gute Stimmung nicht gerade förderte. Mein Vater meinte: »So eine Gründung ist ein großes Risiko, und dazu du mit deiner Gesundheit! – das ist unverantwortlich.« Das letzte Argument hat mich tatsächlich fast umgeworfen. – Nun, jedenfalls fuhr ich ein zweites Mal zu den Exerzitien und habe die Einwände meines Vaters dem Herrn Doktor, wie wir ihn nannten, vorgelegt. Er hat sich kurz besonnen und dann gesagt: »Wenn ich Ihr Vater wäre, würde ich wohl auch sagen, daß es ein großes Risiko ist. Und zum zweiten: Wie oft waren Sie im letzten Jahr krank?« »Ich hatte einmal eine Grippe.« »Nehmen Sie Ihre Krankheiten tragisch?« Das war eine völlig neue Frage für mich. »Ich glaube nicht«, habe ich darauf geantwortet. »Dann sehe ich keinerlei Hindernis.« Damit war die Unterredung zu Ende. Man hat darüber nicht mehr gesprochen. Im Juni 1945 bin ich dann zum erstenmal nach Basel gefahren zu einem Treffen am Münsterplatz. Wir sprachen über den Gehorsam, und als wir abends nochmals zusammenkamen, hatten wir eigentlich schon die Gewißheit, daß im August die ersten gemeinsamen Exerzitien stattfinden würden.

Wenn ich es recht verstehe, waren das die Gründungsexerzitien im August 1945, die Hans Urs von Balthasar für die kleine Gemeinschaft in Estavayer gab. Denn die eigentliche Gründung datiert doch – so berichtet es »Unser Auftrag«¹ – schon auf den 8. Dezember 1944?

M.G.: Ja, das ist richtig. Wir kamen zusammen in der Kapelle des Studentenhauses an der Herbergsgasse am 8. Dezember 1944; der Herr Doktor war da und hat gepredigt: Wie damals bei der Unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter etwas ganz Wesentliches geschehen sei, ohne daß

¹ In dem 1984 erschienenen Bändchen »Unser Auftrag«, das aus Anlaß eines im Folgejahr in Rom veranstalteten Symposiums über Adrienne von Speyr veröffentlicht wurde, berichtet Hans Urs von Balthasar: »Am 8. Dezember trafen wir uns mit der stark erkälteten A. in der Kapelle des Studentenhauses zu einer Marienfeier, vier Studentinnen: nachher versammelte man sich bei A. und sprach über die Gemeinschaft ...« (S. 44f.).

überhaupt jemand davon etwas gewußt habe, ganz im Verborgenen, Geheimen, so solle auch heute ein Same gelegt werden für etwas, das später hervorgehen und der Kirche dienen werde. Es sei etwas Unsichtbares und nicht Überblickbares. Wir könnten nicht wissen, wohin uns das führen werde, wir müßten nur bereit sein. Dann spendete er uns den eucharistischen Segen, und anschließend gingen wir zum Münsterplatz hinauf, wo Frau Professor Kaegi, wie wir Adrienne damals nannten, wohnte, um in der Runde darüber zu reden, was wir jetzt praktisch anfangen wollten. Wir beschlossen – natürlich auf Anregung vom Herrn Doktor und Adrienne –, jeden Tag eine gewisse Zeit zu betrachten, am Morgen so zu beginnen und unser Tagwerk so zu beenden. Wir wollten versuchen, unser ganzes Leben im Lichte dieser Betrachtung zu leben. – Das war der allererste Anfang.

Blicken wir noch einmal zurück auf die Zeit zuvor. Hat der Studentenseelsorger Hans Urs von Balthasar eigentlich jemals an die Gründung eines Säkularinstitutes gedacht, oder kamen die Anregungen dazu weitgehend von Adrienne von Speyr?

C. C.: Das würde der Herr Doktor schon sagen. Ich meine, daß Adrienne die Idee gehabt habe. Schaut man sich ihre Tagebücher an – von denen wir damals natürlich alle nichts wußten –, so bekommt sie ja den Auftrag zur Gründung. Natürlich soll sie mit ihm zusammen geschehen, aber eigentlich soll sie ihn dazu hinführen. Hier könnte man natürlich viele Fragen stellen. Einerseits wußte er schon um die Bedeutung solcher Laiengemeinschaften – er betreute damals bereits die *Schulungsgemeinschaft*,² die er gemeinsam mit Robert Rast Anfang der vierziger Jahre gegründet hatte, und vielleicht hatte er etwas Ähnliches auch für Frauen geplant –, aber die *Johannesgemeinschaft* ist schon irgendwie von Adrienne ausgegangen.

M. G.: Ich weiß noch, als ich das erste Mal bei ihr war – wir standen auf der großen Terrasse über dem Rhein –, erklärte sie mir, was sie eigentlich vorhabe, Menschen zu sammeln, die ganz der Kirche dienen, und zwar nicht als Ordensfrauen, sondern Menschen, die draußen im Leben stehen, ihren

2 Bereits 1941 hatte Hans Urs von Balthasar mit dem späteren Jesuiten Robert Rast in Einsiedeln die *Schulungsgemeinschaft* gegründet, aus der später dann die *Akademische Arbeitsgemeinschaft* wurde. In einer handgeschriebenen Chronik berichtet Robert Rast über die Gründungsidee: »Irgendeinmal, ich glaube, es war im Herbst 1940, wanderten zwei Menschen, der Studentenseelsorger und ein Student im ersten Semester – modo magistri discipulique hätte einer gesagt, der sie sah –, von Basel in die Landschäftler Hügel und Berge hinaus. Noch hatten beide das Gefühl, daß etwas Gemeinsames geschehen müsse (...). Mitten in dem Grün der Natur tauchte gegenüber ihnen das kleine Nest Wyhlen auf. Dies rief im *magister* eine starke Erinnerung wach, denn dort hatte er im sog. Michaelsinstitut, das sich der religiösen und philosophischen Akademikerbildung widmete, entscheidende Exerzitien gemacht. Mit Begeisterung und etwas Wehmut über das nun ausgelöschte Institut, erzählte er von der dort geleisteten Arbeit. Beim *discipulus* schlug die Idee ein: Dringend durchzuführen auch bei uns! Trotz gewisser Bedenken war allsogleich der Plan einhellig gefaßt, ohne viel Worte saß er zumindest fest (...). Dies war der erste Geburtstag.«

Beruf ausüben, die in ihrem Beruf tüchtig sind und dabei ihr Leben im Licht der täglichen Meditation des Evangeliums sehen.

C. C.: Und wenn man die Notizen jener Zeit durchschaut, dann stößt man immer wieder auf die Weisung: »Voranmachen mit dem Kind (der Gemeinschaft nämlich), voranmachen!« Schließlich ist es dann ja auch vorangegangen, als die Gemeinschaft am 8. Dezember 1944 gegründet wurde, und auch seither ist es vorangegangen.

Ja, vorangegangen ist es bis heute. Aber wer konnte das damals schon wissen? Denn wenn man sich einmal die kleine Schar vor Augen hält, ein Studentenpfarrer, eine Ärztin und vier junge Frauen, die eine geistliche Gemeinschaft gründen wollen: Welche persönlichen Erwartungen begleiteten Sie seinerzeit? Hatten Sie festes Vertrauen in diesen Plan, oder gab es schon so etwas wie Zweifel?

M. G.: Ich war absolut entschlossen. Mir hat das alles von Anfang an eingeleuchtet, mir stand gleichsam der ganze Weg klar vor Augen, und sicher war für mich auch, daß ich da mitmachen wollte. Ich hatte von Anfang an Vertrauen in den Herrn Doktor und Adrienne. Vielleicht habe ich es nicht so sehr praktisch gesehen, aber habe mir gedacht: Von den beiden kann man sich führen lassen, denn ich merkte, daß alles einzig von dem Willen inspiriert war, sich voll und ganz für das Evangelium in der Kirche einzusetzen. Die Sache stand im Vordergrund und nicht der Mensch, und vermutlich hat mir das mein Vertrauen gegeben. Gut, vielleicht hat man sich manchmal schon gefragt, ob bei einem selbst nicht auch der Ehrgeiz mitspielt, das muß ich gestehen.

C. C.: Auch ich fand eigentlich hierin genau das, was ich unbestimmt gesucht hatte, fand es hier viel ausgeformter, als ich es mir je hätte vorstellen können. Daß ich praktisch so gut wie niemanden in Basel kannte, weder den Herrn Doktor noch Adrienne, noch meine künftigen Mitschwestern, das bereitete mir manchmal schon ein wenig Sorge. Aber es war mir auch klar: »Wenn du jetzt diesen Schritt nicht tust, dann kannst du mit deiner ganzen Religion zusammenpacken.« Und dann waren die ersten Exerzitien bei ihm für mich ein sehr großes Erlebnis, weil da ein Mann sprach, der hinter dem Evangelium verschwand. Zuerst habe ich gedacht: Mein Gott, da könnte man gradedesogut ein Grammophon aufstellen, so sehr stand seine Persönlichkeit im Hintergrund; so oft hatte ich es zuvor bei Einkehrtagen anders erlebt. Es gab also beides: In der Sache war ich mir sicher, aber es gab auch Momente, wo ich mich fragte: Gehöre ich dorthin? Ich kam ja ganz woanders her und war nicht Studentin. Ja, manchmal dachte ich: Schuster, bleib' bei deinen Leisten! Dann aber ergab sich einfach eins nach dem andern. Ebenfalls im Frühjahr 1945 habe ich zum erstenmal Adrienne in Einsiedeln gesehen, am 21. März, damals noch Festtag des hl. Bruder Klaus. Sie stellte mir allerlei Fragen, was ich so lese und tue, und ich habe so gut geantwortet, wie ich konnte, hatte aber nachher ein Gefühl, als sei ich durchs Examen gefallen.

Dann aber entließ mich der Herr Doktor mit den Worten: Wir treffen uns dann und dann. Das kam für mich völlig überraschend, und ich brauchte noch einige Zeit, um dies alles zu realisieren.

Sie sagten gerade: »Schuster, bleib' bei deinem Leisten!« Bei aller Überraschung über den eigenen Entschluß: Wie reagierten Ihre Angehörigen, Ihre Eltern und Ihre Geschwister?

C. C.: Bei meinen Geschwistern war das ganz unterschiedlich. Meine jüngste Schwester, die leider wenig später tödlich verunglückt ist, zeigte volles Verständnis und half mir sehr. Ganz anders mein jüngster Bruder: Als er mich nach den eben erwähnten Exerzitien am Bahnhof abholte, konnte er sich nicht genugsam, mir auf dem ganzen Heimweg zu erklären, wie dumm es sei, wenn Frauen ins Kloster gingen oder etwas Ähnliches anstellten. Dabei wußte er von nichts. Auch mein Vater hat eigentlich nichts davon wissen wollen, und doch hatte ich gerade bei ihm das Gefühl: Gebe ich jetzt nach, dann ist er der erste Enttäuschte. Meine Mutter, die sich still schon sehr gegrämt hat, daß ich als Älteste einfach so weggegangen bin, sagte noch kurz vor ihrem Tode zu mir: Wenn ich von einem Kind weiß, daß es glücklich ist, dann bist es du. Meine Eltern haben dann an unserem Werden sehr Anteil genommen.

M. G.: Ich habe zunächst daheim überhaupt nichts gesagt, weil es meine Eltern nicht verstanden hätten. Ich kam ja aus einer protestantischen Familie und hatte erst vor kurzem konvertiert. Ich hatte damals bereits ein Zimmer in der Stadt, wo ich allein wohnte, und so bin ich einfach umgezogen, das war alles.

Sie sagten gerade, daß Sie Ihr Studentenzimmer verlassen und umgezogen sind. Die Gründung der Gemeinschaft Ende 1944 brachte also, wenn ich den Hinweis recht verstehe, konkrete Folgen mit sich. Es wurde ein Haus gemietet, und die jungen Mitglieder der Johannesgemeinschaft zogen zusammen.

M. G.: Ja, das war am 29. September 1945. Frau Professor hatte damals ein Haus eingerichtet. Auf diesen Tag fällt eine kleine Episode: Als es soweit war, zögerte ich wirklich, den letzten Schritt zu tun: darüber habe ich natürlich kein Wort verloren. Mir war schon klar, daß ich trotz aller Hemmungen eintreten müßte. So kam Adrienne mit ihrem Wagen und sagte: »So, packen Sie Ihre Bücher hier in den Wäschekorb, dann nehme ich die schon einmal mit. Ich fahre sowieso an die Wettsteinallee.« Dort hatte sie das Haus gemietet. Also gut, ich habe meine Bücher eingepackt, und sie fuhr mit dem Korb los. Und vom Moment an, da die Bücher drüben waren, hatte ich diese Schwellenangst nicht mehr. Ich bin dann quasi nachgefolgt.

C. C.: Ja, ihre Menschenkenntnis war hervorragend, sie hatte wirklich ein gutes Gespür. Ende August noch hatte ich ihr irgendetwas wegen Schwierigkeiten geschrieben. Darauf bekam ich eine Karte mit den Worten: »Wer die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, ist meiner nicht wert. Herzliche

Grüße Ihre A. K.« Das war alles. Man ließ uns im neuen Haus zunächst so etwas wie eine Karenzzeit, etwa vierzehn Tage. Nachher hat der Herr Doktor das Haus eingesegnet, und wir bekamen eine Art Hausordnung. Unter anderem sollten wir uns beim Vornamen nennen, aber doch Sie zueinander sagen. Das ist bis heute so geblieben und bildet nun fast einen Anachronismus innerhalb gleichartiger Gemeinschaften. Adrienne hat diese Anordnung damit begründet: Vor der Person des anderen Menschen müsse eine gewisse Ehrfurcht herrschen, vor ihm selber und vor seinem Weg als Gottgeweihter. Das unmittelbare Verhältnis zu Gott solle nicht durch andere, zu intime menschliche Beziehungen gestört werden. Wir haben dies in letzter Zeit öfter mit unseren jüngeren Mitgliedern besprochen. Auch diese möchten das Sie beibehalten.

Wir sind damit schon bei einem neuen Aspekt angelangt, dem Alltag der jungen Gemeinschaft und deren Führung durch Adrienne von Speyr und Hans Urs von Balthasar. Wie eng und direkt war deren Anleitung, wo sie doch als Ärztin und Studentenseelsorger allerhand Verpflichtungen hatten?

M. G.: Es war ein sehr enger Zusammenhalt, mit persönlichen Beratungen und Gesprächen. Wir bekamen damals von Adrienne die sogenannten Punkte,³ sie kam fast täglich zu uns in dieser ersten Zeit und hat das Markusevangelium ausgelegt, meist nach der Mittagssprechstunde so gegen drei Uhr, bevor sie anschließend die Hausbesuche machte. Ihre Schriftauslegung wurde mitunter sehr konkret. Ich kann mich erinnern, daß sie sagte – wir hatten uns wohl darüber beklagt, daß wir kaum Zeit genug zum Mittagessen hätten und immer so schnell zur Universität oder zur Arbeit zurückrennen müßten –: Ja auch die Jünger und der Herr hätten nicht immer Zeit zum Essen gehabt, weil sie doch predigen mußten; die hätten sich aber nicht beklagt. Kurz: Ihre Auslegungen hatten immer einen sehr konkreten Bezug zu unserem Leben, unseren Schwierigkeiten und Dummheiten, die wir sonst vielleicht gar nicht erkannt hätten. Wir haben uns diese Dinge gemerkt, sie sind uns damals sehr unter die Haut gegangen.

Haben Sie das zum Teil nicht als eine recht autoritäre Zurechtweisung empfunden?

C. C.: Vielleicht schon ab und zu. Aber wissen Sie, Adrienne war eine Frau, deren Autorität man wirklich ertragen konnte, weil sie eben Autorität besaß. Sie war eine starke Frau, doch nie autoritär um ihrer selbst willen, sondern immer allein im Dienst der Sache, das spürte man genau. Sie war eine Frau, die gewußt hat, was sie wollte – auch mit uns.

Und wie war in dieser Zeit Ihr Verhältnis zu Hans Urs von Balthasar?

M. G.: Am Anfang haben wir ihn eigentlich sehr wenig bei uns gesehen.

3 In »Unser Auftrag« berichtet Hans Urs von Balthasar von den sogenannten Punkten, die Adrienne den Mitgliedern der Gemeinschaft zur Meditation gibt.

Wir besuchten seine hl. Messe morgens im Studentenhaus, und außerdem gab er uns, zumindest anfangs, die sogenannten Seminare. Das erste, was wir gemeinsam lasen, war Scheebens Werk »Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade«, dann auch den Römerbrief und anderes. Wir haben alle fleißig mitgeschrieben, natürlich auch über die einzelnen Kapitel gesprochen, die bei uns einen tiefen Eindruck hinterließen. Das hat alles schlagartig aufgehört, als er nicht mehr Studentenseelsorger war, zumindest die hl. Messe mit ihrer täglichen Homilie und auch die regelmäßigen Seminare. Vorträge über alle möglichen Themen konnten wir natürlich immer wieder von ihm hören, und öfter hat er auch Leute eingeladen: Romano Guardini war mehr als einmal bei uns, auch Reinhold Schneider, Gertrud von Le Fort, Père de Lubac und andere. Dazu kamen Theaterbesuche, Konzerte und Vorträge anderer Referenten.

C. C.: Adrienne hat uns auch öfters ins Ausland geschickt, nach Frankreich oder Italien, später nach England, mit einem wirklichen, wenn auch nicht in den Einzelheiten vorgeschriebenen Programm: was wir uns ansehen und aneignen sollten. Es ging ihr nicht nur um die Vertiefung unseres religiösen Lebens, sondern auch um die Erweiterung unseres kulturellen Horizonts: das sollte Hand in Hand gehen, sich gegenseitig fördern und durchdringen. Basel war ja damals noch weitgehend protestantisch, erst Mitte des letzten Jahrhunderts bildete sich seit der Reformation eine erste katholische Kirchengemeinde. Die Katholiken hier waren einfache Leute, Hausangestellte aus dem Elsaß, Gelegenheitsarbeiter und innerschweizerische Soldaten, die hier ihren Dienst taten, also ein eher zufälliges Publikum. Auch von daher erklären sich Adriennes Vorstellungen von einer Gemeinschaft junger gebildeter Frauen.⁴ Es galt, in Basel in eine Diaspora hineinzuwachsen und zu zeigen, daß Katholiken nicht dumm zu sein brauchen. Es ging dabei weniger um akademische Grade als um eine geistige Wachheit.

Wir stehen damit schon vor einem ganz neuen Fragenkomplex, dem ich ganz gerne ein wenig nachgehen würde, obwohl er uns zugleich von der bisherigen Richtung unseres Gesprächs, nämlich der Geschichte der Johannesgemeinschaft, wegführt; trotzdem ist es vielleicht der zentrale Angelpunkt unseres Themas: Ich meine die geistliche Ausrichtung der Johannesgemeinschaft. Ein Name ist gefallen, Johannes, ein anderer wäre zu ergänzen, Ignatius. Könnte man sagen, daß im letztgenannten der Einfluß des Jesuiten Hans Urs von Balthasar durchscheint?

C. C.: Nein, mir scheint, dies hat bei Adrienne eine völlig eigenständige

4 Hans Urs von Balthasar notiert in »Unser Auftrag« die Grundgedanken Adriennes: »(...) sie sieht vor allem verschiedene Kreise: eine ›Kernschar‹ von bestens Gebildeten, einen ›zweiten Kreis von weniger Gebildeten, von Hilfskräften, schließlich einen dritten Kreis, der lose dazugehört. Die besten Kräfte an allen wichtigen Posten des öffentlichen Lebens einsetzbar.« (S. 40).

Vorgeschichte. Sie hatte ja schon Jahre vorher – in Leysin –, als sie noch Protestantin war, eine kleine Gruppe junger Leute um sich, für die sie auch Vorträge hielt. Ein Thema unter anderen waren die Jesuiten. Wie sie schon damals darauf gekommen ist, in einem Kreis junger Protestanten über den Gehorsam, die »reservatio mentalis« und anderes zu reden, das weiß eigentlich niemand. Doch darf man sicher sagen, daß bereits lange vor ihrer Begegnung mit dem Herrn Doktor etwas Ignatianisches bei ihr vorhanden war. Später hat sie auch den Kommentar zum Pilgerbericht diktiert, der vielleicht von ihm angeregt sein mag, aber ihr eigenständiges Werk ist. Man kann gewiß sagen, Ignatius sei für beide ein Berührungspunkt gewesen, in dem sie sich getroffen haben.

M.G.: Ich glaube, was die Überlegungen vom Herrn Doktor und von Adrienne mit der Auffassung des hl. Ignatius gemeinsam hatten, liegt in der Idee des Gehorsams als Nachfolge des gehorsamen Christus. Das ist eigentlich der zentrale Gedanke. Und wenn man in diesem Zusammenhang über unsere Gemeinschaft spricht, kann man den Gehorsam nur im Licht dieser Theologie verstehen. Ganz einfach gesagt: Gehorsam als Nachfolge des gekreuzigten Herrn. Das ist es, was von Ignatius her bei ihm und Adrienne lebendig war und worin man wohl den eigentlichen Kern ihres ignatianischen Denkens und Glaubens sehen kann.

C.C.: Es ist dieses christologische Moment, das sie so stark mit Ignatius verbindet. Man darf nicht übersehen, daß der Gehorsam bei ihnen auch für die übrigen Räte als Grundlage und Ausrichtung dient. Wollte man ihn irgendwie auf das Soziologische verkürzen: Gehorsam als ein organisatorisches Moment, damit alles funktioniert, dann wäre ihrem Werk der Boden entzogen.

Der hl. Johannes hat der Gemeinschaft ihren Namen gegeben. Welche Bedeutung kommt ihm zu?

M.G.: Das führt uns wieder zum Kreuz zurück. Johannes stand unter dem Kreuz als der Jünger, der Christus am meisten liebte und wohl auch am besten verstanden hat. Ihm hat Christus am Kreuz in der Gestalt Marias die Kirche anvertraut nach der berühmten Stelle: »Da ist deine Mutter.« Und diese marianische und johanneische Haltung unter dem Kreuz sollten auch wir vor Augen haben.

C.C.: In unseren Satzungen wird von Johannes als von der verschwindenden Mitte gesprochen, zwischen der hierarchischen und der Liebeskirche, zwischen Petrus also und Maria. Johannes ist es, der beides zusammenbringt und mit seiner Liebe in Petrus hinein verschwindet.⁵ Das ist ein Moment, das

⁵ Diese Gedanken finden sich ausführlich dargelegt bei Adrienne von Speyr, Johannes, IV: Die Geburt der Kirche. Einsiedeln 1949, Kap. 21.

von beiden immer wieder betont wurde: Auch die Gemeinschaft soll nicht unbedingt als solche oder sogar als kirchliche Institution auftreten. Sie verstehen, was ich meine: Johannes ist im Moment des Kreuzes da – alle andern fehlen ja unter dem Kreuz –, und dennoch wird später ein anderer die oberste Stelle einnehmen. Das wünschen wir uns als Charakteristikum der *Johannesgemeinschaft*: das Verschwindenkönnen in die Kirche hinein. Von einem solchen Gedanken kann man sich nur durchtränken lassen, er läßt sich nach außen kaum darstellen.

Was aber nun bedeutet diese Spiritualität im Leben? Wie gestaltet sich dieses Verschwinden konkret?

M. G.: Ich will jetzt nicht großartig daherreden, aber es soll nach unserer Regel in der Welt mehr Liebe geben: dadurch zum Beispiel, daß wir versuchen, dort, wo wir in unserem Beruf stehen, eine andere Haltung einzunehmen als Menschen, die bloß im Weltlichen leben. Daß wir helfen, wo wir können, versuchen, Zuversicht auszustrahlen oder auch bestimmte Dinge nicht mitzumachen, wie etwa die heute übliche Jagd nach guten Stellen, oder auch einmal eine Arbeit zu übernehmen, die sonst niemand tun will. Aber eigentlich noch wichtiger als all das ist der Gedanke, etwas von dem uns vermittelten Geist, von der uns geschenkten Gnade könne durch die Anwesenheit eines Mitgliedes seiner Umgebung vermittelt werden, ohne daß dies jemandem, auch der Betreffenden nicht, bewußt wird.

C. C.: An diesem Punkt können sich die Leute vielleicht fragen, woher die Zuversicht? Gerade in der heutigen Situation, da alles von Weltuntergang und -zerstörung redet, da in der Welt nur noch Ängste sind, stellt sich die Aufgabe, ein christliches Vertrauen im innersten Sinn zu leben. Das kann man sich natürlich nicht, quasi als Tugend, vornehmen, aber indem man täglich von der Kirche ernährt wird, aus ihren Geheimnissen und von ihren Schätzen lebt, wird die Kraft dazu geschenkt. Man braucht dafür auch nicht zunächst auf die Gemeinschaft zu verweisen, sondern es sollte gelingen, die Schätze der Kirche fließen zu lassen, die allen angeboten sind. – Zur Verdeutlichung unserer Lebensweise vielleicht noch etwas mehr Praktisches: Wir sind annähernd alle in weltlichen Berufen tätig und haben verhältnismäßig gute Einkommen. Diese sollen nicht bei uns liegen bleiben, all das muß immer wieder weg. Adrienne hat dabei stark auf Anonymität gedrängt, der Empfänger soll, soweit möglich, nicht wissen, woher die Hilfe kommt. Das ist vielleicht ein materieller Aspekt des »Verschwindens«.

Versuchen wir von hier aus, eben aus dem Blickwinkel der von Ihnen skizzierten Perspektiven eines Lebens in der Welt, wie Sie ja die heute immer stärker aufblühenden Weltgemeinschaften kennzeichnen, an den Punkt unserer gemeinsamen Chronik der Johannesgemeinschaft zurückzufinden: Wie Sie berichteten, nahm die Arbeit der Johannesgemeinschaft ja bereits 1945 konkrete Gestalt an, zwei Jahre also vor der kirchlichen Anerkennung der

Säkularinstitute durch Papst Pius XII.⁶ Was ja nichts anderes heißt, als daß es zum Zeitpunkt der Gründung eigentlich jeder kirchenrechtlichen Anerkennung eines solchen Unternehmens entbehrte. War dies nicht Grund zu einer gewissen Unruhe?

C. C.: Ich weiß, daß der Herr Doktor später gelegentlich geäußert hat, das Erscheinen dieses Dokuments habe ihn überrascht wie auch seine Neuartigkeit, die allerdings in seiner Linie lag. Nein, ich glaube, er und Adrienne waren einfach der Überzeugung, eine solche Gemeinschaft jetzt gründen zu müssen, deren Form sich im Lauf der Zeit dann ergeben würde. Die Gründung war ja nicht ihr Plan, sondern ein Auftrag, den sie nicht im voraus kannten. Er war vielmehr Stück für Stück auszuführen in Gehorsam und immer neuer Bereitschaft. Sie, Martha, haben das beim Symposium in Rom schön formuliert.

M. G.: Ja, das lautet negativ mit den Worten von Adrienne: »Wenn man irgendwo den Heiligen Geist vertreiben will, dann muß man als erstes Regeln schaffen.«

Aber heute existieren doch Regeln der Johannesgemeinschaft. Wann wurden sie entworfen?

C. C.: Die kamen erst spät. Es existierten früh schon Satzungsentwürfe, bereits in den fünfziger Jahren gab es einen ersten »Umriß« der Gemeinschaft, das waren aber alles Stufen auf unserem Weg. Was wir heute als unsere Satzungen bezeichnen, ist erst nach dem Tod Adriennes (1967) entstanden. Es existiert ein umfangreiches Manuskript ihrer Überlegungen und Notizen dazu, vieles davon hat der Herr Doktor in die noch vor seinem Tod abgeschlossenen Satzungen eingebaut. Ihr theologisches Fundament wollte er nicht mehr verändert haben.⁷ Die mehr praktischen Weisungen können aber den Zeiterfordernissen angepaßt werden.

Das würde bedeuten, daß durchaus ein gewisser Freiraum für Kurskorrekturen bestehen könnte. Ist dies so, und hat es solche Korrekturen gegeben?

C. C.: Ich möchte schon sagen, daß im Grunde genommen immer derselbe Kurs eingehalten wurde, daß unsere Gründer aber auch gesehen haben, daß manches vielleicht einmal anders formuliert werden müßte, um neuen Verhältnissen zu entsprechen und gewisse Reaktionen zu vermeiden. Ein kleines Beispiel: Der Herr Doktor war vor kurzem noch sehr erstaunt, daß sich gewisse Leute so sehr an dem Wort »akademisch« gestoßen haben.

6 Gemeint ist das kirchenrechtliche Statut *Provida Mater*, dem in den Folgejahren weitere Dokumente folgten.

7 »Unser Auftrag« bringt in einem zweiten Hauptteil »Entwurf der Johannesgemeinschaft« vier Kapitel, deren erstes die sogenannten »Weisungen für alle« enthält – dieser Teil ist mit dem »theologischen Fundament« gemeint; es folgen dann die Richtlinien für die einzelnen Zweige der Johannesgemeinschaft.

Dieses Rangdenken war ihm irgendwie völlig fremd. Er meinte mit »akademisch« die gründliche Ausbildung in apostolisch sinnvollen und wirksamen Berufen, nicht die gesellschaftliche Staffelung. Er hat schließlich das Wort weggelassen. In diesem Sinn gab es schon Korrekturen, aber eigentlich keine »Kurskorrekturen«.

M.G.: Praktische Dinge haben sich geändert, die geistige Linie aber ist gleichgeblieben. Anfangs beispielsweise mußten wir eine absolute Trennung von der eigenen Familie schaffen, eine Trennung, die geradezu weh tat. Das ist heute nicht mehr der Fall. Jeder kann seine Familie besuchen, mit ihr telefonieren. Wieso sich das so entwickelt hat, weiß ich nicht. Vielleicht war es gerade am Anfang notwendig, um der ganzen Sache Kontur zu geben. Später konnte man dann manches zulassen, weil der Grund nun gelegt war. Dazu kommt vielleicht auch, daß sich in all den Jahren – vor allem unter dem Einfluß vom Herrn Doktor – die gesamte Idee der Weltinstitute gewandelt und Gestalt gewonnen hat. Adrienne stand noch – wie soll ich es sagen – stärker unter der Inspiration des Klösterlichen. Sie wollte, so hat sie einmal formuliert, eine Klausur des Herzens, die sich dann in den praktischen Dingen auszudrücken habe.

C.C.: Man darf auch keinesfalls denken, die Gründer hätten aus den Mitgliedern eine Art ferngesteuerte Personen machen wollen. Sie wurden in Verantwortung gestellt, diese ermöglicht gelebten Gehorsam, der ja keine Schmälerung der Person, sondern das Gegenteil ist: ihr Freiwerden.

Die Regeln der Johannesgemeinschaft sprechen ja neben allgemeinen Weisungen auch einen priesterlichen und einen männlichen Zweig an, die dem zunächst gegründeten weiblichen Zweig an die Seite gestellt werden sollten.

C.C.: Es waren einigemal, noch zu Lebzeiten von Adrienne, Anfänge eines männlichen Zweiges da, der aber nie ganz durchgestoßen ist. Einmal war bereits ein Haus in Zürich hierfür vorgesehen; offenbar ist dann doch alles nicht zustande gekommen. Was genau passiert ist, wissen wir nicht. Erst zu Beginn der achtziger Jahre erwachte plötzlich ein großes Interesse bei jungen Priestern – besonders in Deutschland –, die, vom heutigen Theologiestudium unbefriedigt, nach Exerzitien beim Herrn Doktor vom Angebot seiner Kurse und Vorträge eifrig Gebrauch gemacht haben. Daraus ist dann der Priesterzweig entstanden, der offiziell 1983 gegründet wurde.

M.G.: Bei den Gründungsversuchen des männlichen Zweiges hat sich gezeigt, daß er sich praktisch nur schwer realisieren läßt, zumindest in der Schweiz. Für einen Mann, der im Leben steht und vielleicht einen exponierten Beruf ausübt, scheint es hier noch kaum möglich, unverheiratet in einem vollen christlichen Einsatz zu leben. Die Zeit war wohl hierfür noch nicht reif. In romanischen Ländern gibt es schon seit Jahrzehnten Männer, die ehelos ein volles berufliches Engagement leben. Was die Sache zudem noch erschwert: Es hat immer wieder Interessenten in den verschiedensten Län-

dern für den männlichen Zweig gegeben, aber wenn sie zu verstreut sind, können sie keine Gemeinschaft bilden. »Mit einem allein kann ich keine Gemeinschaft gründen«, pflegte er zu sagen.

Der weibliche Zweig aber ist doch mehr oder weniger beständig gewachsen?

M. G.: Es ist auch bei den Frauen sehr langsam vorangegangen, und das wurde eigentlich so auch als ganz richtig angesehen von beiden Gründern. Denn die Sache sollte nicht vorwärtsgetrieben werden, sondern sich organisch entwickeln. Die ersten neuen Mitglieder kamen aus Exerzitien, die der Herr Doktor für Studentinnen gab. Spätere kamen durch den Hinweis eines Geistlichen oder aufgrund der Bücher unserer Gründer. Insgesamt aber ging es sehr langsam, auch weil man nicht irgendwelche Leute aufnehmen konnte, die hofften, ein ruhiges, zurückgezogenes Leben führen zu können. Solche Fälle hat es gegeben; wie die Betreffenden dann aber merkten, daß dem nicht so war, ja daß sie vielleicht allein und recht exponiert zu leben hätten, da sind sie wieder gegangen.

C. C.: Dies ist auch ein Grund, warum wir für den weiblichen Zweig der Gemeinschaft eine Altersgrenze von 30 Jahren für den Eintritt festgelegt haben. Es gibt immer wieder ältere Frauen, die in einer solchen Gemeinschaft eine Art Zufluchtstätte suchen, was keine hinreichende Basis für ein solches Leben ergibt. So wird auch darauf geachtet, daß die Mitglieder ein gewisses seelisches Gleichgewicht haben. Die Satzungen sprechen von der Fähigkeit, in einem nicht selbst gewählten Kreis ohne besondere Schwierigkeiten leben zu können. Warum sollten solche Gemeinschaften von Spannungen verschont bleiben, die wie überall in Geduld und Liebe auszutragen sind?

Wieviele Mitglieder zählt heute die Johannesgemeinschaft?

C. C.: Das ist eine Frage, die wir nicht gerne beantworten. Nicht weil wir uns schämten, nur wenige zu sein. Aber es gehört zum Wesen einer Weltgemeinschaft, Mitgliederzahlen, Namen und dergleichen nicht preiszugeben. Darauf hat der Herr Doktor immer großen Wert gelegt, sogar römischen Statistiken gegenüber. Nach ihm widerspricht es dem Wesen solcher Institute, wiederum eine Institution innerhalb einer Institution zu werden. Sie sollen in der Welt leben und wirken, und da ist es besser, wenn sie in keinem Lexikon aufgeführt sind.

Vielleicht bekannter als die Johannesgemeinschaft ist der Johannes-Verlag. Hans Urs von Balthasar hat einmal zu Ihnen, Frau Capol, im vertrauten Kreise gesagt, sein Werk sei ohne Sie wohl nicht möglich gewesen. Ich denke, daß er damit für Ihre Arbeit im Verlag danken wollte. Lassen Sie uns noch kurz über diese Arbeit sprechen. – Woher der Verlag seinen Namen hat, das dürfte wohl eindeutig sein.

C. C.: Natürlich hat der Name den gleichen Hintergrund wie der der Gemeinschaft. Aber ich möchte hinzufügen, daß der praktische Anlaß der Verlagsgründung in Adriennes Johannes-Kommentar bestand. Der Herr

Doktor wollte dieses vierbändige Werk veröffentlichen, und damals fand sich kein Verlag dazu bereit. Daraufhin hat er zusammen mit einem Freund den *Johannes-Verlag* gegründet. Immerhin glaube ich, daß er früher schon mit dem Gedanken einer Verlagsgründung gespielt hatte. Der »Kleine Lageplan zu meinen Büchern«, den er zu seinem 50. Geburtstag veröffentlicht hat, zeigt, wie sehr das gesamte Verlagsprogramm sich um eine zentrale Idee entfaltet, selbst wenn es darunter unerwartete und seltsame Früchte gibt wie Kunstbücher, Gedichtbände u. a.

Was ist diese zentrale Idee?

C.C.: Das christliche Gedankengut nicht nur unserer heutigen Zeit, sondern aller Jahrhunderte lebendig werden zu lassen, Freude daran zu wecken. Die erste Sammlung »Christ heute« versuchte dies vor allem mit zeitgenössischer Theologie. Später kamen die Reihen »Sigillum«, »Lectio Spiritualis«, »Horizonte«, »Kriterien« hinzu, eine letzte große Reihe bilden die »Christlichen Meister«. Darin hat er versucht, alte und neue Quellen der christlichen Tradition den heutigen Menschen nahezubringen, von den »Apostolischen Vätern« über Irenäus, Augustin, Pascal, als letzte Paschasius Radbert und Aelred von Rievaulx; die Texte hat er oft neu übertragen und gestrafft, um die Botschaft den heutigen Menschen faßbar zu machen. Unter diesen Zeugen sind nicht wenige Frauen, als letzte Marie de la Trinité, deren Botschaft über das allgemeine und das Dienstpriestertum er als erster (in der Reihe »Theologia Romanica«) den deutschen Lesern vorgestellt hat.

Es ist gewissermaßen eine wunderliche Vorstellung, daß ein Theologe einen Verlag weitgehend im Alleingang gründet, der sich anschließend über vierzig Jahre lang erhält und ein beachtliches Programm vorweisen kann. Wo hat er all die handwerklichen und unternehmerischen Kenntnisse hergenommen?

C.C.: Das ist auch für uns immer eine Frage geblieben. Irgendwie war immer wieder etwas Neues da. Sicher hatte er eine unglaubliche Nase für wichtige Texte. So etwa, als in Frankreich die autobiographischen Schriften der hl. Therese von Lisieux im ursprünglichen Zustand erschienen, da konnte er sich die Rechte sichern für ein Buch, das bis heute praktisch unser Bestseller ist. Dann wußte er auch, wie man Bücher macht – Jakob Hegners schöne Bücher haben sicher Spuren zurückgelassen, und bei Hegner hat er ja eine Zeitlang seine eigenen Werke verlegt. Wie und wo er sich all die Kenntnisse in graphischer Gestaltung, Papiersorten und Schrifttypen angeeignet hat – wohl wie so vieles andere nebenbei –, das kann ich nicht sagen. Oft habe ich ja das nächste Verlagsprogramm erst von der Druckerei erfahren. Dazu ist allerdings zu sagen, daß wir damals im Benziger Verlag in Einsiedeln, bei dem fast alles gedruckt wurde, einen sehr tüchtigen und einsatzbereiten Betriebsleiter hatten, Herrn Oswald Rohner, der Erstaunliches für uns geleistet hat. Und was man auch wissen muß, der Verlagsleiter in diesen ersten Jahren war auch ein ehemaliges Mitglied der *Studentischen*

Schulungsgemeinschaft, der dem *Johannes-Verlag* sehr bereitwillig einen Teil seiner technischen und betrieblichen Organisation zur Verfügung gestellt hat.

Sie erwähnten einen Freund, der die Verlagsgründung begleitete.

C. C.: Dr. Joseph Fraefel, er war einer seiner Studienkameraden und wohnte in Einsiedeln. Sie kannten sich von ihrer Wiener Universitätszeit her und waren sich durch die Musik nahegekommen. Auch Dr. Fraefel, ein Jurist, war ein glühender Mozartverehrer. Daß der Verlag in Einsiedeln gegründet wurde, hing auch mit der schließlichen Inkardination vom Herrn Doktor im Bistum Chur zusammen. Sämtliche Bücher theologischen Inhalts sind auch in Chur vorgelegt worden. An dieser Druckerlaubnis hat er bis zuletzt festgehalten.

Ich denke mir, daß eine solche Verlagsgründung, sicherlich aber auch die Gewißheit seines Fortbestehens, ein wirtschaftliches Problem ist?

C. C.: Irgendwie ist es immer wieder gegangen. Natürlich hatten wir auch hilfreiche Freunde und Gönner, vor allem eine langjährige Gönnerin, die oft tief in die Tasche greifen mußte. Im übrigen ist ja seine Arbeit als Verleger nicht honoriert worden, und seine Autorenhonorare flossen praktisch gleich wieder in den Verlag zurück. Auch das Büro hat den Verlag nicht belastet, es wurde samt Schreibkraft von der Gemeinschaft zur Verfügung gestellt. Dennoch war es nicht immer leicht, die beiden Enden zusammenzubringen. In dieser Hinsicht kann der *Johannes-Verlag* auch kein Vorbild für künftige Verlagsgründungen darstellen, obwohl wir unseren Verpflichtungen immer nachgekommen sind.

Ein Verleger und seine Sekretärin – das sind ja eigentlich primitivste Mittel. Ist es da nicht manchmal drunter und drüber gegangen, voller Hektik mit dem Blick auf ein uferloses Meer an Arbeit?

C. C.: Es war oft schon viel Arbeit, doch der Herr Doktor war ein unglaublich ruhiger Mensch, bei dem es Hektik nicht gab. Das Ganze war straff, aber ruhig. Gewiß hatte ich anfänglich Schwierigkeiten. Ich war noch kein Jahr in der Gemeinschaft, als ich sein erstes stenographiertes Manuskript zum Abtippen erhielt, einen großen Aufsatz über das »Studium Generale«. Offenbar war er mit der Abschrift zufrieden, die Stenogramme mehrten sich, auch die der Werke Adriennes (ihr verdanke ich übrigens viel in bezug auf das »Wie man arbeitet«!). Später kamen dann auch übersetzte Texte, die durchzusehen waren. Der erste war die schon erwähnte Autobiographie der Therese von Lisieux, die dann schließlich praktisch nochmals zu übersetzen war, wie manches andere auch. Oft ging das so langsam, daß er dann doch wieder mithelfen mußte. Auch mit seinem Tempo hatte ich anfänglich Mühe. Als ich damals vor zwei verschiedenen Aufgaben einmal fragte, was ich denn jetzt zuerst machen solle, gab er mir ganz selbstverständlich zur Antwort: »Beides«. – Aber die Arbeit war immer spannend und schön, und mit der Zeit gelang es mir so schlecht und recht, mich seinem Tempo anzupassen. Es war

im ganzen eine fast lautlose Zusammenarbeit, über die Arbeit wurde kaum gesprochen. Ja, so war das, über gut vierzig Jahre.

Ja, über vierzig Jahre haben Sie diese Arbeit geleistet, und nun soll es mit ihr weitergehen, wie ja auch die Gemeinschaft weiter bestehen und gedeihen soll. Wir haben uns etwas durch die letzten fünf Jahrzehnte getastet und stehen nun wieder in der Gegenwart. Bleibt bei mir die Versuchung, einen zaghaften Blick in die Zukunft werfen zu wollen: Welche Perspektiven ergeben sich ohne Hans Urs von Balthasar, auch ohne Adrienne von Speyr?

C. C.: Wir werden versuchen, in ihrem Geiste weiterzumachen, das heißt, nach unseren Gründern, im kirchlichen Geist. Denn sie wollten für uns nie eine Sonderspiritualität in Anspruch nehmen. Daß es nicht immer einfach sein wird, das ist uns bereits sehr klar geworden, aber andererseits entsteht soviel Positives, daß wir nicht in Pessimismus machen dürfen, in keiner Weise. – Einverstanden?

M. G.: Wissen Sie, eigentlich gilt noch immer, was schon bei der Gründung der Gemeinschaft galt. Ich kann mich erinnern, als Adrienne einmal zum Herrn Doktor sagte: »Ich möchte einmal sehen, wie die Gemeinschaft in zehn Jahren aussieht.« Da hat er ihr zur Antwort gegeben: »Das ist vermessen.«